

Das Weihnachtsgeheimnis

Die etwas andere Weihnachtsgeschichte



Liebe Leser: innen,

ich freue mich dir meine erste „Weihnachtsgeschichte“ präsentieren zu können. Es handelt sich tatsächlich erstmal nur um eine Vorabgeschichte und ich habe vor, sie weiter auszubauen.

In der Geschichte geht es um Familie, um Helden und um die Liebe. Gepaart mit ein wenig Science-Fiction.

Eine schneebedeckte Straße, eine flackernde Laterne und ein Haus voller Geheimnisse: Gwendolin tritt ein und begegnet jemandem, der alles über ihre Zukunft weiß – ihrem älteren Ich. Was sie erfährt, ist eine Geschichte von Verlust und Schmerz, aber auch von Hoffnung. Jetzt liegt es an Gwendolin, das Schicksal zu ändern, bevor es zu spät ist.

Deine Xenia

Kapitel 1

Die Straße vor mir war in Dunkelheit gehüllt, nur erhellt von schwachen Straßenlaternen, die wie aus einer anderen Zeit wirkten. Der Schnee fiel unaufhörlich und legte sich wie ein stiller Teppich auf den Boden. Es war so still, dass ich mein eigenes Herz schlagen hörte – ein leises, unaufhörliches Echo in der frostigen Nacht.

Ich wusste nicht, wie ich hierhergekommen war. Die Häuser, die die Straße säumten, schienen aus einer längst vergangenen Epoche zu stammen. Kein Licht brannte, keine Bewegung war zu erkennen, und das Ende der Straße war nicht in Sicht.

Ein vertrautes Gefühl beschlich mich, obwohl ich mir sicher war, diesen Ort noch nie zuvor gesehen zu haben. Der Schnee knirschte bei jedem Schritt, und der Atem, der in der eisigen Luft vor meinem Gesicht schwebte, schien mich zu verfolgen. Je weiter ich ging, desto mehr beschleunigte sich mein Puls.

Dann sah ich es. Ein schwaches, warmes Licht in einem der Fenster. Eine einzelne Kerze. Zögernd trat ich näher und erkannte dahinter einen wunderschön geschmückten Weihnachtsbaum, der im goldenen Schein erstrahlte. Mein Herz zog sich zusammen – nicht vor Angst, sondern vor einer seltsamen Sehnsucht.

Ich klopfte an die Tür, erst leise, dann lauter, doch niemand antwortete. Die Kälte kroch in meine Knochen, und aus einem Impuls heraus griff ich nach der Türklinke. Verschlossen. Meine Finger tasteten nach etwas in meiner Manteltasche und fanden einen Schlüssel. Er fühlte sich seltsam vertraut an. Als ich ihn ins Schloss schob, passte er perfekt. Die Tür öffnete sich mit einem leisen Knarren, und ein Hauch warmer, weihnachtlicher Luft empfing mich.

Kapitel 2

„Hallo?“ rief ich zögernd in die Stille, während ich eintrat. Die Wärme war überwältigend, der Duft von frischem Tannengrün und Zimt umhüllte mich.

Plötzlich hörte ich Schritte, und eine junge Frau trat in den Raum. Mein Atem stockte. Sie sah genauso aus wie ich.

„Na, komm schon rein,“ sagte sie, ihre Stimme klang vertraut und doch fremd. „Du bringst die Kälte rein!“ Ohne ein weiteres Wort zog sie mich am Arm hinein und schloss die Tür hinter mir.

Ich wollte etwas sagen, doch meine Worte schienen in meinem Hals zu stecken. Die Frau verschwand in einem anderen Raum, und ich blieb unsicher im Flur stehen. Das Haus war warm und einladend, aber auch irgendwie seltsam. Es fühlte sich an, als würde ich einen Traum betreten, in dem alles gleichzeitig fremd und vertraut war.

„Zieh die Schuhe aus!“, rief sie aus der Ferne, und ich tat es, ohne nachzudenken. Der Weihnachtsbaum im Raum vor mir zog meinen Blick magisch an. Die funkelnden Lichter schienen etwas in mir zum Schwingen zu bringen, etwas, das ich nicht ganz greifen konnte.

Doch bevor ich mich orientieren konnte, wurde mir plötzlich schwindelig. Alles verschwamm vor meinen Augen, und als ich wieder klar sehen konnte, stand ich erneut auf der Straße. Die Tür hinter mir war geschlossen, und es waren keine Spuren im Schnee zu sehen.

Kapitel 3

Ich rannte zurück zum Haus, meine Gedanken wirbelten wie ein Sturm. Was war gerade passiert? Wer war diese Frau, die aussah wie ich?

Ich klopfte erneut, diesmal heftiger, und eine ältere Dame öffnete die Tür. Ihr Gesicht war von einem sanften Lächeln erhellt, und ihre Augen wirkten, als könnten sie bis in meine Seele sehen.

„Komm doch rein, meine Liebe,“ sagte sie freundlich. „Du wirst frieren.“

„Wissen Sie, wer ich bin?“ fragte ich zögernd, mein Herz pochte laut in meiner Brust.

„Natürlich weiß ich das,“ sagte sie, und ihr Lächeln wurde weicher. „Du bist ich.“

Ihre Worte trafen mich wie ein Schlag. Ich wollte etwas erwidern, doch sie legte mir beruhigend die Hand auf die Schulter. „Zieh deine Jacke aus, setz dich ans Feuer. Ich werde dir alles erklären.“

Ich folgte ihr mechanisch ins Wohnzimmer. Der Weihnachtsbaum funkelte noch immer, und das Knistern des Kamins füllte den Raum mit einer trügerischen Geborgenheit.

„Es ist seltsam, nicht wahr?“ sagte sie, während sie mir eine Tasse Tee einschenkte. „Ich erinnere mich, wie verwirrend das für mich war, als ich in deinem Alter hierherkam. Es fühlt sich an wie ein Traum, aber ich verspreche dir, es ist keiner.“

„Wie... wie kann das sein?“ flüsterte ich, unfähig, meine Gedanken zu ordnen.

„Die Welt funktioniert nicht immer so, wie wir glauben,“ sagte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln. „Manchmal bekommen wir eine zweite Chance. Manchmal werden wir gewarnt. Und manchmal...“ Sie sah mich an, und ich spürte, dass sie etwas sehr Wichtiges sagen wollte. „Manchmal müssen wir selbst entscheiden, wie die Geschichte endet.“

Ihr Blick hielt meinen fest, und ich wusste, dass ich bereit war, ihre Geschichte zu hören – meine Geschichte.

Kapitel 4

Ich stand vor vielen Jahren an genau derselben Straße und sie war mit Schnee bedeckt. Der Schnee unter meinen Füßen knirschte leise, während ich auf der verlassenem Straße stand. Die Luft war still, unheimlich still, bis dieses dumpfe Knallen sie zerriss. Es hallte aus der Ferne heran, wie Donner, der in endlosen Wellen über die Hügel rollte. Ich blickte zum Himmel, aber er war klar, keine Wolken, kein Sturm.

Das Geräusch vibrierte durch die Nacht, jedes Echo drang wie ein Herzschlag in meinen Körper. Ich drehte mich um, suchte mit den Augen die Straße ab, doch da war niemand. Nur der Schnee – und etwas Dunkles, das sich wie ein verzerrter Schatten auf dem Weiß abzeichnete. Blut.

Mein Atem stockte. Ich schaute hektisch umher, mein Herz raste, doch die Straße blieb leer. „Wo bin ich?“ Der Gedanke blitzte in meinem Kopf auf, aber das Knallen, jetzt etwas lauter, ließ keine Ruhe zu. Plötzlich wusste ich: Das war kein Donner.

Ein eisiger Schauer lief mir über den Rücken. Das war Krieg. Schüsse. Explosionen. Und irgendwo da draußen, mitten in diesem Lärm, waren vielleicht... Meine Familie.

„Ben...Mama... Papa...“ Die Worte entglitten mir wie ein Gebet. Ich musste zu ihnen. Ich musste wissen, ob sie in Sicherheit waren.

Gerade wollte ich loslaufen, als ich eine seltsame Wärme an meiner Stirn spürte. Reflexartig hob ich die Hand und startete auf meine Finger. Blut. Dunkles, glänzendes Blut. Mein Blut. Ein stechender Schmerz zog sich plötzlich durch meinen Kopf, so scharf, dass ich schwankte. Ich tastete meine Stirn ab, fühlte die klebrige Nässe, die in kleinen Tropfen in den Schnee fiel.

Ein Zittern überkam mich, aber die Angst war stärker. Ich konnte nicht stehenbleiben. Nicht jetzt. „Nicht jetzt“, murmelte ich zu mir selbst, biss die Zähne zusammen und zwang mich, den Schmerz zu ignorieren. Meine Familie. Alles, was zählte, war meine Familie.

© Xenia Friedo, 2025. Alle Rechte vorbehalten.

Ich stolperte los, zuerst langsam, dann schneller, immer in Richtung des fernen Donnerns. Mit jedem Schritt wurde es lauter, bedrohlicher. Das Glühen am Horizont erhellte die Nacht – ein unruhiges, flackerndes Licht, das den Schnee rot färbte. Feuer.

Die Geräusche wurden zu einem Chaos. Das dumpfe Knallen mischte sich mit Gebrüll, Schreien, das die Luft wie Klängen zerschnitt. Alles in mir wollte stehenbleiben, doch ich lief weiter. Der Schmerz in meinem Kopf wurde ein dumpfes Pochen, das Blut in meiner Hand war längst vergessen. Meine Familie. Ich musste sie finden.

Und selbst wenn der Weg in die Hölle führte – ich würde ihn gehen.

„Oh mein Gott! Das klingt ja schrecklich. Was ist denn da nur passiert?“, fragte ich mein älteres Ich und sie schaute mich nur wieder mit diesem Lächeln im Gesicht an: „Mach dir keine Sorgen. Ich werde dir alles erzählen meine liebe Gwendolin.“

Und sie sprach weiter...

Kapitel 5

Ich wusste noch, dass wir gerade eben um den Weihnachtsbaum saßen. Die warmen Kerzenlichter tanzten über die Wände, während wir dabei waren, Geschenke auszupacken. Ben und ich waren so aufgeregt, doch dann – ein lauter Knall. Ein Schuss. Das Licht erlosch.

Die Kerzen brannten weiter, und für einen Moment war es fast so, als sei nichts geschehen. Aber in meinem Inneren breitete sich eine lähmende Angst aus, eine, die ich nicht erklären konnte. Ich spürte, wie meine Eltern die Spannung in der Luft spürten, ihre Bewegungen plötzlich hektisch wurden.

„Zieht euch die dicksten Sachen an, sofort!“, drängte Mama, während Papa aufstand und aus dem Fenster spähte. Ihre Stimmen waren leise, aber ich hörte, wie sie flüsterte: „Heute sollte es doch noch nicht so weit sein... Was ist da nur los?“

Papa legte ihr eine Hand auf die Schulter. „Beruhige dich, Aurora. Du machst den Kindern Angst. Es ist alles so, wie sie es gesagt haben.“

Ihre Worte ergaben keinen Sinn für mich. Ben sah mich mit weit aufgerissenen Augen an, suchte bei mir nach Antworten, die ich nicht hatte. Stattdessen gehorchten wir stumm, zogen uns hastig unsere dicksten Jacken an, während meine Finger vor Nervosität zitterten.

Ich war traurig, dass ich die Geschenke nicht weiter auspacken konnte, und Ben hatte Tränen in den Augen, weil er seinen neuen Gameboy nicht mitnehmen durfte. „Lasst alles andere liegen!“, sagte Mama streng, fast flehend. Ihre Stimme war anders, voller Angst.

Dann ging alles so schnell. Wir eilten aus der Tür in die klirrend kalte Nacht, die Dunkelheit schien uns zu verschlucken. Ich spürte, wie mein Herz hämmerte, als ob es wusste, was als Nächstes kommen würde. Ein stechender Schmerz durchfuhr meinen Kopf, und plötzlich wurde mir schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, zitterte ich. Der Schnee knirschte unter meinen Schuhen, und ich stand allein auf der Straße. Kein Weihnachtsbaum, keine Kerzen, keine Geschenke. Kein Ben. Keine Mama. Kein Papa.

Nur ich – und die Stille, die von einem fernen, bedrohlichen Donnern durchbrochen wurde.

Ich lief los, die Kälte des Schnees unter meinen Füßen ignorierend, und folgte dem bedrohlichen Donnern in der Ferne. Ich wusste, dass ich meine Familie finden musste – alles andere war bedeutungslos. Doch mit jedem Schritt wurde das Geräusch lauter, schärfer, und plötzlich stand ich mitten in einem Albtraum.

Vor mir erstreckte sich ein Schlachtfeld. Der Schnee war rot getränkt, Körper lagen überall, und die Luft war erfüllt von Schüssen und Schreien. Ein Schuss zischte an mir vorbei, so nah, dass ich mich reflexartig in Deckung warf. Meine Hände zitterten, aber meine Gedanken kreisten nur um meine Familie. Wo waren sie? Waren sie hier? Waren sie in Sicherheit?

Plötzlich hörte ich eine Stimme. „Was zum Teufel machst du hier?“ Ein Mann tauchte neben mir auf, seine Uniform war schmutzig und blutverschmiert. Seine Augen waren weit aufgerissen vor Anspannung. „Du solltest im Versteck sein, wie die anderen! Hier ist es nicht sicher!“ Er schob mich grob in Richtung eines kleinen Hauses, das wie ein seltsamer Fremdkörper in dieser Hölle wirkte.

Das Haus sah aus wie aus einem Märchenbuch, ein kleines, niedliches Cottage mit spitzem Dach und einer hölzernen Veranda. Es wirkte völlig fehl am Platz zwischen all dem Chaos. Der Mann zeigte darauf. „Lauf da hin! Deine Familie ist bestimmt schon drin!“

„Haben Sie sie gesehen? Meine Eltern? Meinen Bruder?“ Meine Stimme zitterte.

„Bestimmt sind sie schon im Versteck! Geh jetzt, los!“ Er wandte sich wieder ab, um den Rückweg abzusichern, sein Blick ständig wachsam.

Ich rannte los, wollte mich nicht umsehen, doch meine Neugier war stärker. Als ich mich umdrehte, erstarrte ich. Über den Ruinen des Schlachtfelds erhob sich ein riesiges Wesen, ein Monster, das ich mir nicht hätte ausmalen können. Seine Haut war dunkel, fast schimmernd, und aus seinen Händen schossen Blitze, die den Himmel erhellten. Ein ohrenbetäubendes Dröhnen erfüllte die Luft, und ich stand da, starr vor Angst.

Was ist das? Ein Alien? Der Gedanke raste durch meinen Kopf, doch ich schüttelte ihn ab. Egal. Ich muss ins Haus!

Ich erreichte die Tür, riss sie auf und stolperte hinein. Kaum war ich drinnen, verschwand der Lärm von draußen, als hätte ich eine andere Welt betreten. Es war unheimlich still. Keine Schreie, keine Explosionen, nur absolute Totenstille.

Das Innere des Hauses war leer. Ich schaute mich um, verwirrt, als mein Blick auf eine massive Tür fiel. Sie sah aus wie aus Stahl und wirkte völlig unpassend in diesem niedlichen Haus. Davor saß ein Mann in Uniform, der mich aus der Dunkelheit heraus musterte.

„Du kommst aber spät“, sagte er ruhig. „Und was ist mit dir passiert? Unten ist eine Krankenstation. Geh da am besten gleich hin.“

„Wissen Sie, wo meine Familie ist?“ fragte ich, meine Stimme klang verzweifelt.

„Vermutlich schon unten. Geh schnell!“ Er stand auf und öffnete die Tür, ohne eine weitere Erklärung abzugeben.

Hinter der Tür begann ein Tunnel, schlecht beleuchtet und kalt. Eine schmale Treppe führte nach unten, und ich dachte flüchtig, wie unmöglich dieser Ort für jemanden mit einem Rollstuhl sein musste. Trotzdem setzte ich meinen Weg fort, immer weiter nach unten.

Die Stufen schienen endlos, aber das Licht wurde allmählich besser. Unten angekommen saß ein weiterer Mann in Uniform an einem kleinen Tisch.

„Name?“ fragte er knapp.

© Xenia Friedo, 2025. Alle Rechte vorbehalten.

„Gwendolin Keller“, antwortete ich.

„Alter?“

„18 Jahre.“

„Rein da!“ Ohne ein weiteres Wort stieß er mich regelrecht durch eine Tür in ein hell erleuchtetes Tunnelsystem.

Ich stolperte hinein und blieb stehen, um mich zu orientieren. Überall führten Schilder in verschiedene Richtungen, und die Stimmen vieler Menschen hallten durch die Gänge. Plötzlich hörte ich ein Kind schreien. Es kam mir entgegen, sein Gesicht war voller Panik. Dahinter rannte vermutlich seine Mutter, ihr Gesicht war angespannt vor Angst.

Ich blieb stehen und suchte verzweifelt nach einem Wegweiser, nach einem Hinweis, wo meine Familie sein könnte. Der Tunnel schien sich immer weiter vor mir auszubreiten, als wollte er mich verschlingen.

Das Kind, das schreiend auf mich zulief, hielt abrupt vor mir an. Es war ein kleines Mädchen, ihre Augen waren weit vor Angst. „Kommen sie rein? Diese Monster?“ Ihre Stimme war ein Flüstern, kaum hörbar, aber jedes Wort bohrte sich tief in mein Inneres.

Ich wollte etwas sagen, doch bevor ich reagieren konnte, holte ihre Mutter sie ein. Sie nahm die kleine Hand des Mädchens fest in ihre eigene und sprach beruhigend auf sie ein: „Nein, hier können sie nicht rein. Mach dir keine Sorgen, Liebes. Komm, wir gehen zurück.“

Ich folgte ihnen, wie in Trance, und versuchte, die Hoffnung in mir zu bewahren. Die hellen Lichter des Tunnels wirkten fast tröstlich, und dann sah ich ihn – einen Weihnachtsbaum. Ein kleiner Baum, geschmückt mit einfachen Kugeln und funkeln den Lichtern. Ein Lächeln stahl sich auf mein Gesicht. Für einen Moment fühlte sich alles fast normal an.

Am Eingang zu einem weiteren Raum stand eine Frau in Uniform. Sie schien auf mich gewartet zu haben. „Du musst Gwendolin sein“, sagte sie ruhig, aber

*bestimmt. „Man hat mich über dich informiert. Deine Familie ist da hinten.“
Sie deutete auf eine Sitzgruppe in der Ecke des Raums.*

Mein Herz setzte einen Schlag aus, und dann rannte ich los. Mein Blick suchte hektisch, und da sah ich sie – meine Eltern. Sie saßen eng aneinandergedrückt, als würden sie sich gegenseitig stützen. Als sie mich sahen, weiteten sich ihre Augen, und ich konnte sehen, wie Tränen in Mamas Gesicht hinabrollten.

„Gwendolin!“ Mamas Stimme war belegt, und sie sprang auf, rannte auf mich zu und schloss mich in ihre Arme. Papa folgte ihr, seine Hände zitterten, als er mich umarmte. Es war, als hätten sie ein verloren geglaubtes Kind wiedergefunden.

Doch die Freude wurde schnell von einer bohrenden Frage verdrängt. „Wo ist Ben?“ fragte ich, meine Stimme vor Sorge kaum mehr als ein Flüstern.

Mama wich zurück, Tränen in den Augen. „Ist er denn nicht bei dir?“

„Nein! Ihr wart plötzlich alle weg! Was ist passiert?“

Mamas Blick sank, ihre Schultern sanken ein, und sie brachte kein Wort mehr heraus. Stattdessen war es Papa, der das Schweigen brach. Seine Stimme klang rau, als kämpfte er mit seinen eigenen Gefühlen.

„Gwendolin, meine Liebe... Es ging alles so schnell. Als wir das Haus verließen, wurden wir von diesen... Dingen überrascht. Steine, Trümmer – sie flogen durch die Luft und trafen uns. Es war wie eine Explosion. Irgendjemand von den Soldaten muss uns bewusstlos gefunden und hierhergebracht haben. Als wir auf der Krankenstation erwachten, wart ihr beide nicht bei uns.“

Seine Stimme brach, und ich konnte sehen, wie schwer es ihm fiel, weiterzusprechen. „Wir hatten gehofft... gehofft, dass es euch gut geht. Dass ihr es hierherschafft.“

Ich schaute mich hektisch im Raum um. „Vielleicht ist er ja schon hier?“ Meine Worte klangen fast verzweifelt. „Habt ihr bei der Frau vorne nachgefragt?“

Mama fand ihre Stimme wieder, aber sie klang gebrochen. „Natürlich haben wir das. Sie sagte, wir seien die ersten, die hier angekommen sind. Wir sollten warten. Geduld haben. Sie meinte, vielleicht... vielleicht würdet ihr noch kommen.“

Ihre Worte hingen schwer in der Luft, und ich fühlte, wie die Hoffnung in meinem Inneren zu schwanken begann. Aber ich weigerte mich, sie aufzugeben. Ben war da draußen, irgendwo. Und ich würde ihn finden.

Kapitel 6

„Meine liebe Gwendolin, was ich dir damit sagen will...für dich, für unsere Stadt, für die ganze Welt, wird sich nächstes Jahr alles verändern. Es werden Wanderer aus der Leere kommen und uns vollständig auslöschen wollen. Sie haben bereits Abgesandte hier und kundschaften alles aus. Wir wissen nicht, woher sie genau kommen, aber wir sind in deiner Zeit bereits darauf vorbereitet und wie du sehen kannst, wirst du es schaffen. Ben befindet sich allerdings in größter Gefahr und es ist nun deine Aufgabe, ihn zu beschützen und zu retten.“

Ich sehe mich, mein altes ich, verstört an und in mir kommt eine Panik hoch. „Ich weiß nicht, was ich jetzt tun soll.“

„Lass mich einfach weitererzählen, damit dir alles klar wird. Mir wurde jetzt also klar, dass Ben nicht bei meinen Eltern war und bei mir war er auch nicht. Was ist also passiert...“

Ich spürte, wie mein Herz sich zusammenzog, als Mama sagte: „Er war bei dir, Gwendolin. Als wir losliefen, hast du seine Hand gehalten.“

„Ja, aber dann... dann...“, meine Stimme brach. Der Moment, als mir schwarz vor Augen wurde, kam zurück, glasklar und doch unvollständig. Ich erinnerte mich an Bens Gesicht, wie er meine Hand hielt, an die Kälte und das Knirschen des Schnees. Und dann... nichts. Einfach nichts.

„Vielleicht hat er gesehen, dass ich gefallen bin“, murmelte ich schließlich. „Vielleicht... wollte er helfen. Vielleicht ist er zurückgelaufen.“ Ich versuchte, mir Mut zuzusprechen, doch die Worte fühlten sich hohl an.

„Aber warum ist er dann nicht hier?“ Papas Stimme war leise, voller Sorgen.

Mama legte ihm eine Hand auf die Schulter, doch sie sah genauso verzweifelt aus. „Vielleicht hat er es nicht bis hierhergeschafft. Vielleicht... vielleicht wurde er aufgehalten.“

*„Ich werde ihn finden!“ Die Worte kamen schneller, als ich denken konnte.
„Ich kann ihn nicht einfach hier draußen lassen. Wenn er zurückgegangen ist,
dann... dann muss er jetzt da draußen sein. Allein.“*

*Ich wollte das Versteck verlassen. Es war keine Frage, kein Zögern – ich
musste Ben finden, egal, was es kostete. Doch meine Eltern hielten mich
zurück, ihre Hände fest um meine Arme, ihre Gesichter gezeichnet von Sorge
und Verzweiflung. „Du kannst nicht raus, Gwendolin! Es ist zu gefährlich! Lass
die Soldaten suchen!“*

*Ich schüttelte den Kopf, meine Stimme brach fast unter dem Gewicht der
Worte: „Ihr versteht es nicht. Er ist allein da draußen! Ich kann nicht einfach
hierbleiben und nichts tun!“*

*Kaum hatte ich das gesagt, trat einer der Soldaten vor – groß, in Uniform, mit
Augen so klar und blau wie ein winterlicher Himmel. Er stellte sich vor mich,
seine Stimme ruhig, aber eindringlich: „Wir werden ihn suchen, ich verspreche
es Ihnen. Aber Sie müssen hierbleiben, wo es sicher ist.“*

*„Sicher?“ Ich spürte, wie die Verzweiflung in mir hochkochte. „Es ist mir egal,
was sicher ist! Ich muss ihn finden!“ Meine Hände packten seine Uniform, als
könnte ich ihn damit bewegen, mich durchzulassen.*

*„Wie heißt er?“ fragte der Soldat und kniete sich leicht hinunter, sodass
unsere Augen auf einer Höhe waren. „Geben Sie mir seinen Namen.“*

*„Ben...“ Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. „Ben Keller. Er ist
vierzehn Jahre alt. Wir... wir wollten gerade Geschenke auspacken.“ Und da
brach es aus mir heraus – die Tränen, die Angst, die Wut. Mein Körper fühlte
sich plötzlich schwer an, meine Knie gaben nach, und ich sackte auf den
kalten Boden.*

*Der Soldat fing mich auf, seine Hände stark und doch sanft. „Ich gebe es
sofort weiter,“ sagte er leise. „Wir werden ihn finden. Sie müssen mir
vertrauen.“*

Etwas an seiner Stimme – an seinen Augen – ließ mich innehalten. Für einen Moment glaubte ich ihm. Ich wollte glauben. Doch in meinem Inneren formte sich ein anderer Gedanke, ein unausweichlicher: Ich musste es selbst tun.

Meine Eltern kamen zu mir, ihre Arme um mich gelegt, und flehten mich an, es den Soldaten zu überlassen. Ich schwieg, ließ mich von ihnen zur Krankenstation bringen. Ich wusste, dass ich Zeit brauchte, einen Plan. Dort ließ ich die Wunden an meinem Kopf versorgen. Später, in der Gemeinschaftsdusche, ließ ich das heiße Wasser über meinen Körper laufen, um den Schmerz und die Erschöpfung abzuwaschen. Doch das Feuer in mir, die Entschlossenheit, brannte weiter.

Als die Nacht hereingebrochen war und nur die flackernden Weihnachtslichter das Versteck erhellten, öffnete ich meine Augen. Ich war bereit. Vorsichtig schrieb ich ein paar Worte auf ein Blatt Papier, das ich für meine Eltern hinterließ: Ich muss ihn finden. Verzeiht mir.

Leise schlich ich mich durch das Tunnelsystem, mein Herz pochte in meiner Brust, als würde es meinen Plan verraten. Doch dann, als ich die letzte Ecke nahm, stand er da – der Soldat mit den blauen Augen.

„Du gehst also wirklich,“ sagte er. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Ich zögerte nicht. „Ich muss hier raus. Bitte... hilf mir!“

Er sah mich an, seine Augen suchten die meinen. Einen Moment lang sagte er nichts, dann nickte er knapp. „Warte hier.“

Er sprach leise mit seiner Ablöse, die ihn verwundert ansah, aber schließlich nickte. Als er zurückkam, hatte er seine Waffe geschultert.

„Mein Name ist Eric,“ sagte er und streckte mir seine Hand entgegen.

Ich ergriff sie, ohne zu zögern. „Gwendolin.“

Ohne ein weiteres Wort verließen wir das Versteck. Die eisige Luft schlug uns entgegen, die Dunkelheit war erfüllt vom Knistern der Leere und dem fernen

© Xenia Friedo, 2025. Alle Rechte vorbehalten.

Donnern der Wanderer. Wir liefen los, hinein ins Chaos, hinaus zu den Schatten, die die Welt verschlungen hatten.

*Ich wusste nicht, was vor uns lag, aber ich wusste, dass ich Ben finden würde.
Und ich wusste, dass ich nicht allein war.*

Kapitel 7

Eric packte mich plötzlich am Arm und zog mich hinter eine halb zerfallene Mauer. Sein Blick war starr nach vorne gerichtet, die Muskeln seines Kiefers angespannt. „Still!“ flüsterte er, kaum hörbar. Und dann sah ich sie. Die Wanderer. Ihre Schatten flackerten in der Ferne, begleitet von grellen Blitzen, die den Himmel zerrissen wie wütende Zungen aus Licht. Sie schienen überall zu sein, suchend, tastend – und mein Herz raste vor Angst.

Doch trotz dieser Furcht war da etwas anderes. Eine Entschlossenheit, die wie ein Feuer in mir brannte. Ben war irgendwo da draußen, und nichts würde mich aufhalten, ihn zu finden.

Mein Bruder. Mein Ein und Alles. Wir waren nie wie andere Geschwister, die sich ständig zankten. Schon immer hatten wir eine besondere Verbindung, als ob uns ein unsichtbares Band zusammenschweißte. Selbst mit vier Jahren Unterschied war er mein Vertrauter, mein Freund. Ich dachte daran, wie ich ihn das erste Mal halten durfte, als er noch ein Baby war. Wie ich mir damals schwor, für ihn da zu sein, egal was passiert. Und jetzt, inmitten all dieses Chaos, fühlte ich diesen Schwur stärker denn je.

Eric lehnte sich zu mir, seine Stimme war ein Hauch im Lärm der Nacht: „Siehst du das Gebäude da hinten?“ Er deutete auf eine Ruine, die sich dunkel gegen den leuchtenden Horizont abzeichnete. „Wir müssen da rein. Vom Dach aus haben wir einen guten Blick über das Feld. So lange es noch steht, ist das unsere Chance.“

Ich nickte. „Okay. Aber wir sollten den Weg dort entlang nehmen.“ Ich deutete auf eine Reihe kleiner Buden, die uns Deckung bieten konnten. Sie wirkten fehl am Platz in dieser apokalyptischen Szenerie, und erst nach einem genaueren Blick erkannte ich, was es war. Ein Weihnachtsmarkt. Oder das, was von einem übrig geblieben war.

War das der Striezelmarkt?

Ein Anflug von Traurigkeit durchzog mich, aber ich schob den Gedanken beiseite. Eric gab mir ein kurzes Nicken, und wir liefen los. Immer bedacht darauf, nicht gesehen zu werden, huschten wir von Bude zu Bude. Das Adrenalin pumpte durch meinen Körper, die Welt um mich herum verschwamm. Einmal blickte ich zu Eric, der sich mit voller Konzentration bewegte. Trotz der Situation fiel mir auf, wie gut er aussah – besonders in seiner Uniform. Ein kleines, absurdes Lächeln stahl sich auf meine Lippen.

Als wir das Gebäude erreichten, trat uns plötzlich jemand entgegen. „Eric! Was machst du hier? Du hast doch Schicht im Versteck!“ Der Mann – groß und kräftig – wirkte sichtlich überrascht.

Eric zögerte nicht. „Basti, das ist Gwendolin. Sie sucht ihren Bruder Ben. Ich helfe ihr.“

„Seid ihr verrückt?! Ihr schafft das nie allein, und außerdem sind unsere Leute schon draußen und suchen.“

Eric trat näher, seine Stimme eindringlich. „Denk an deine Schwester, Basti. Wenn du sie da draußen verloren hättest, würdest du alles tun, um sie zu finden. Genau das mache ich.“

Basti zögerte, dann nickte er. „Ich verstehe... Lasst mich euch helfen!“

Er führte uns zu einer kleinen Gruppe von Soldaten. Als wir näherkamen, spürte ich sofort, dass sie alle den gleichen Schmerz in sich trugen – den Verlust eines geliebten Menschen. Eine Soldatin trat vor, ihre Stimme fest, aber mitfühlend: „Das hier ist Gwendolin?“ Sie sah mich an und nickte. „Wir haben deinen Namen gehört, nachdem Eric letzte Nacht den Funkspruch abgesetzt hat. Es tut mir leid, was passiert ist. Aber du bist nicht allein. Wir helfen dir.“

Gemeinsam begannen wir, uns auf das Dach des Gebäudes zu bewegen. Die Stufen knarrten unter unseren Schritten, und ich spürte die Anspannung in jedem Atemzug. Als wir oben ankamen, offenbarte sich uns ein schauriger Ausblick: die endlose Weite des Schlachtfelds, durchzogen von Ruinen, Rauch und den wandernden Silhouetten der Kreaturen.

© Xenia Friedo, 2025. Alle Rechte vorbehalten.

„Warum können sie uns nicht sehen?“ fragte ich Eric leise.

„Sie können nur nach unten sehen,“ erklärte er. „Von hier oben sind wir sicher – fürs Erste.“

Ich trat an den Rand des Daches, mein Blick suchte die weite, zerstörte Landschaft ab. Und dann sah ich etwas. Ein Schatten, eine Bewegung in der Ferne. Mein Herz setzte einen Schlag aus.

„Eric!“ rief ich und deutete nach vorne. „Dort! Da ist er! Da muss er sein!“

Kapitel 8

Ich fand ihn schließlich in einer kleinen Lichtung. Er saß auf einem umgestürzten Baum, sein Kopf gesenkt, sein Körper in eine seltsame Haltung verkrampft.

„Ben!“ Ich rannte zu ihm, doch als er aufsaß, blieb ich stehen. Seine Augen... sie waren nicht mehr dieselben. Ein unnatürliches Leuchten lag darin, kalt und fremd.

„Gwendolin...“, sagte er, seine Stimme ein Hauch von dem, was ich kannte. „Ich... ich wollte zurück zu dir. Aber sie...“ Er hob die Hand, und da sah ich es. Eine feine Linie, wie ein Netz aus Licht, zog sich über seine Haut, leuchtend und fremdartig.

„Was haben sie dir angetan?“ Meine Stimme brach.

„Es ist okay“, sagte er leise. „Ich fühle nichts. Es ist... still.“

Doch ich wusste, dass es nicht okay war. Sie hatten etwas mit ihm gemacht, etwas, das ich nicht begreifen konnte. Aber eines wusste ich: Ich würde ihn nicht aufgeben.

Ich spürte, wie die Kälte der Nacht in meine Glieder kroch, doch nichts konnte das Eis in meinem Inneren vertreiben. Langsam trat ich näher, unsicher, ob ich ihn wirklich erreichen konnte. „Ben... das bist du noch, oder? Es ist okay. Ich bin hier, und ich bringe dich zurück.“

Er lächelte schwach, doch es war ein Lächeln, das nicht zu ihm gehörte. „Du kannst mich nicht zurückbringen, Gwen. Nicht so. Sie... sie haben mich verändert.“ Seine Finger zitterten, und das seltsame Leuchten zog sich weiter über seinen Arm, als ob es lebendig wäre.

„Wer sind sie?“ fragte ich mit bebender Stimme. „Die Wanderer? Haben sie das getan?“

Er nickte kaum merklich. „Ich... ich hab sie gesehen. So viele von ihnen. Sie sprechen in meinem Kopf, Gwen. Flüstern Dinge, die ich nicht verstehe. Sie sagen, ich sei jetzt einer von ihnen.“

„Nein!“ Die Worte brachen aus mir heraus, bevor ich sie zurückhalten konnte. „Du bist mein Bruder. Egal, was sie dir angetan haben, ich hole dich zurück.“

Ein Knacken hinter mir ließ mich herumfahren. Eric stand dort, die Waffe im Anschlag, sein Blick auf Ben gerichtet. „Gwendolin, tritt zurück. Jetzt!“ Basti und die Anderen waren mir ebenfalls gefolgt. Es war eine Stimmung, die mich zu zerreißen drohte.

„Was machst du?!“ schrie ich ihn an.

„Er ist infiziert,“ sagte Eric, seine Stimme kalt und professionell. „Das Licht, das du siehst, ist ihr Einfluss. Sie übernehmen ihn, Stück für Stück. Es gibt keinen Weg zurück.“

„Eric, nein! Bitte, tu es nicht!“ Meine Stimme brach, als ich vor ihm auf die Knie fiel, die Hände flehend ausgestreckt. Doch er hielt die Waffe weiterhin fest, seine Finger umklammerten sie mit einer Entschlossenheit, die mir das Herz zerriss.

Ben stand vor uns in der Lichtung, sein Körper seltsam steif, seine Augen wie zwei unnatürliche Fackeln in der Dunkelheit. Das Netz aus Licht hatte sich weiter ausgebreitet, seine Haut war fast vollständig davon bedeckt. Er sah mich an, doch da war nichts mehr von meinem Bruder in diesem Blick – nur eine Kälte, die ich nicht begreifen konnte.

„Gwendolin,“ sagte Eric leise, ohne den Blick von Ben zu nehmen, „er ist nicht mehr... er selbst. Sie haben ihn genommen. Wenn wir ihn nicht aufhalten, wird er einer von ihnen. Und dann...“

„Dann was?“ schrie ich, Tränen strömten über mein Gesicht. „Das ist mein Bruder! Er kann geheilt werden, wir können etwas tun! Wir können—“

„Es gibt keine Heilung!“ Eric unterbrach mich, seine Stimme plötzlich scharf, durchzogen von einer Traurigkeit, die mich fast erstickte. „Wenn wir ihn jetzt nicht aufhalten, wird er zur Gefahr für alle – auch für dich.“

Ich schüttelte heftig den Kopf, versuchte, zwischen Ben und Eric zu treten, doch Eric packte mich und zog mich zurück, seine Augen fest auf meinem Gesicht. „Ich weiß, dass es dir das Herz bricht. Glaub mir, Gwendolin, es bricht mir auch das Herz. Aber ich habe keine Wahl.“

„Doch! Es gibt immer eine Wahl!“ Ich schlug auf seine Brust ein, doch er ließ mich nicht los.

Plötzlich spürte ich eine Bewegung hinter mir, und Eric riss mich zur Seite. Ein gleißender Blitz durchzuckte die Luft – einer von ihnen. Ben hatte seine Hand gehoben, ein Strahl aus Licht und Energie raste an mir vorbei und hinterließ eine rauchende Spur auf der Erde.

„Er ist nicht mehr dein Bruder!“ schrie Eric, und bevor ich etwas sagen konnte, hob er die Waffe und zielte.

„Eric, bitte—!“

Der Knall durchbrach die Stille der Nacht, laut und endgültig.

Ben sackte zusammen, das Leuchten in seinen Augen erlosch, und er fiel schwer zu Boden. Alles schien still zu stehen, nur das leise Knistern des Lichts, das sich langsam von seinem Körper zurückzog, war zu hören.

Ich starrte auf die Stelle, wo er lag, unfähig zu begreifen, was gerade passiert war. Mein Bruder... mein kleiner Bruder...

„Nein... nein, nein, nein!“ Ich stürzte zu ihm, fiel auf die Knie und zog seinen leblosen Körper in meine Arme. Er war schwer, seine Haut war kühl, und er sah aus, als würde er einfach schlafen. Doch ich wusste, dass das nicht stimmte.

Eric stand hinter mir, die Waffe noch immer in der Hand. Ich drehte mich zu ihm um, meine Augen voller Schmerz und Zorn. „Wie konntest du das tun?!“ schrie ich, meine Stimme zitterte vor Verzweiflung.

„Weil ich musste,“ sagte er leise, seine Stimme kaum hörbar. „Weil ich dich retten musste.“

Doch ich konnte es nicht hören, nicht verstehen. Alles in mir brach zusammen. Es fühlte sich an, als wäre die Welt um mich herum zerfallen, und nichts würde sie je wieder ganz machen.

Ich hielt Ben fest, wiegte ihn in meinen Armen und flüsterte immer wieder: „Es tut mir leid. Es tut mir so leid.“

Und in diesem Moment wusste ich, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor.

Kapitel 9

Ich saß da, unfähig, die Worte zu verarbeiten, die mein älteres Ich mir erzählt hatte. Es war, als ob die Welt um mich herum stillstand, während ihre Stimme weitersprach, sanft, aber durchdrungen von der Schwere der Wahrheit.

„Das war es, Gwendolin,“ sagte sie schließlich, ihre Augen – meine Augen – von einer Trauer erfüllt, die ich nicht fassen konnte. „Ich habe ihn verloren. Und ich habe es mein Leben lang bereut. Du bist hier, weil ich dir die Chance geben will, es anders zu machen. Du hast ein Jahr. Ein Jahr, um die richtigen Entscheidungen zu treffen, um ihn zu retten.“

„Aber wie?“ Meine Stimme klang klein, fast wie ein Flüstern. „Wie soll ich etwas ändern, das bereits passiert ist?“

Sie nahm meine Hände in ihre, ihre Berührung warm und vertraut. „Du bist stärker, als du glaubst. Vertrau auf dein Herz. Und auf Eric.“

„Eric...“ Der Gedanke an ihn ließ mein Herz schneller schlagen. Ich konnte nicht leugnen, dass da etwas war, etwas, das ich noch nicht ganz verstand. Aber konnte ich ihm vertrauen? Würde er mir glauben?

„Er wird an deiner Seite stehen,“ sagte sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen. „Genau wie damals. Aber diesmal kannst du den Lauf der Dinge ändern. Lass Ben nicht allein. Und lass die Liebe, die du in dir trägst, der Kompass sein, der dich führt.“

Ich nickte, obwohl ich immer noch unsicher war. „Und was ist mit dir?“ fragte ich.

„Das hier ist mein Schicksal,“ sagte sie ruhig. „Aber deins... deins ist noch nicht geschrieben. Geh jetzt, Gwen. Und vergiss nie, warum du kämpfst.“

Mit diesen Worten wurde alles um mich herum von einem gleißenden Licht verschluckt. Als ich blinzelte, fand ich mich wieder zurück im Wohnzimmer,

umgeben von den warmen Lichtern des Weihnachtsbaums. Draußen lag noch immer Schnee, und die Nacht war ruhig.

Meine Familie saß zusammen, Ben grinste über ein Geschenk, das er gerade ausgepackt hatte. Es war ein friedliches Bild, eines, das ich jetzt mehr denn je zu schützen bereit war.

Dann fiel mein Blick auf Eric. Er stand am Fenster, den Blick auf die Dunkelheit draußen gerichtet, als würde er bereits ahnen, was kommen würde.

Ich ging zu ihm, das Herz schwer von dem Wissen, das ich jetzt trug. Doch auch erfüllt von einer neuen Entschlossenheit. „Eric,“ sagte ich leise.

Er drehte sich um, seine blauen Augen trafen meine, und in diesem Moment wusste ich, dass er derjenige sein würde, der mir half, die Geschichte neu zu schreiben.

Die Zeit begann zu ticken, und diesmal würde ich nichts dem Zufall überlassen. Ben würde leben. Und die Wanderer... sie würden verlieren.